

PERSPEKTIVEN- WECHSEL

Von Februar bis Mai 2018 haben Studentinnen des Schweizerischen Literaturinstituts literarische Texte über die administrative Versorgung verfasst: Briefe, Dialoge, Erzählungen, Zeugnisse, Gedichte ...
Das Schreibatelier leitete Eugène Meitz, Schriftsteller und Dozent am Schweizerischen Literaturinstitut.
Die Originaltexte sind französisch. Sie wurden von Christoph Rieber auf Deutsch übersetzt.



- 3 **Drei Dinge über meinen Grossvater**
Eugène
- 5 **29 Tage**
Sarah Marie
- 7 **Ist doch gleich**
Ed Wige
- 8 **5 oder 6 Punkte**
Sarah Marie
- 10 **Was ist Ordnung und wo beginnt Unordnung?**
Ed Wige
- 11 **Das Klavier**
Eugène
- 13 **Sommer- und Herbst-Angebot**
Ed Wige
- 14 **Expo 64**
Sarah Marie
- 16 **Mein Vater**
Sarah Marie
- 18 **Zwei Freunde**
Lisiane Rapin
- 20 **Wer definiert die Armutsschwelle?**
Marilou Rytz
- 22 **Meine halbe Seite**
Eugène
- 24 **Die Sofas**
Lisiane Rapin
- 26 **Sie kommen dich holen**
Camille Leyvraz
- 28 **Gut machen**
Marilou Rytz
- 30 **Wenige Stunden Stolz**
Sarah Marie
- 32 **Aufruf an die Bevölkerung**
Lisiane Rapin
- 34 **Der Wecker**
Camille Leyvraz
- 36 **Warum**
Ed Wige
- 37 **Auf der Expo 64 gibt es**
Marilou Rytz
- 39 **Ein Mittagssonnenstrahl**
Ed Wige
- 41 **Nach Hause**
Marilou Rytz

DREI DINGE ÜBER MEINEN GROSSVATER

Eugène

Metallbetten in Reih und Glied wie kleine Soldaten. Überzogen mit derselben Decke. Die Farbe werde ich nie erfahren, denn es ist ein Schwarz-Weiss-Foto. Neben jedem Lattenrost ein hölzerner Nachttisch, nicht abschliessbar, versteht sich.

Diesen riesigen Raum von der Grösse eines Stalles heizen mindestens vier Heizkörper; sicher noch mehr, doch die sind auf dem Foto nicht zu sehen. Der Lichteinfall ist grosszügig: Links gibt es grosse, offene Fenster und rechts Rahmenfenster mit kleinen Klappluken. Die Botschaft ist deutlich: Hier ist nur die Luft frei.

Mein Grossvater hat fünf Jahre lang in einem dieser Betten geschlafen. Ich weiss natürlich nicht, in welchem. Das am Ende der ersten Reihe? Das dritte Bett der zweiten Reihe? Oder gar eines, das nicht im Bild ist? Das wäre die Höhe: Das wenige, das ich über meinen Grossvater weiss, ist nicht im Bild!

Drei (oder vier?) winzige Lampen fordern die Dunkelheit heraus. Ich stelle mir den Aufseher vor, wie er, die Augen auf seine Uhr geheftet, um Punkt 21.30 Uhr brüllt: «Licht aus!» Herr über Leben und Tod des Lichts zu sein, das muss dem Aufseher Freude machen. Um 5.45 Uhr dann schaltet der Aufseher die Lichter wieder an und verteilt sogleich eine oder zwei freundschaftliche Beschimpfungen: «Aufstehen, Larvenbände! Hoch mit euch, sabbernder Haufen!» Ich stelle mir vor, wie mein Grossvater eifrig im Duscraum hantiert, seine Hungerhakenuniform anlegt und in Erwartung des Appells strammsteht wie ein Lineal.

Und schon beginnt der Tag auf den Feldern. Kartoffeln ernten, Zuckerrüben einladen, Zäune ausbessern. Nach der Mittagspause geht man die Kühe füttern und den Obstgarten giessen. Bellechasse, das sind 700 Hektar!

Ich stelle mir vor, wie Grossvater Marcel in seinem Bett liegt. Sich fragend, ob er diesen so schön durchgelüfteten, taghellen und reinlichen Raum wohl eines Tages würde verlassen dürfen. Denn reinlich ist es! Kein Schnipselchen liegt da auf dem Boden herum. Keine persönlichen Gegenstände, kein Buch auf den Nachttischen. Ordentliche Sauberkeit bis zum Erbrechen!

Von meinem Grossvater weiss ich fast nichts. Sechseinhalb Jahre hat er in Bellechasse verbracht. Nachdem er freikam, verliert sich seine Spur. Vielleicht ausgewandert, damit ihn die Gendarmen nicht wieder ins Gefängnis stecken wegen Landstreicherei und Trunkenheit? Oder nur ein anderer Kanton? Oder einfach in einer Felsschlucht krepirt, die Adern übervoll von seinem geliebten Rotwein? Niemand wird es je erfahren.

Ausserdem weiss ich noch, dass die Eidgenossenschaft ihn um Verzeihung gebeten hat. Kommt ja nicht alle Tage vor, dass der Staat sich entschuldigt. Ist sogar ziemlich selten. Das kostet ja, so eine Entschuldigung. Finanzielle Entschädigungen für die Opfer oder die Familien der Opfer erwägen, eine Kommission von Historikern zur Aufarbeitung ins Leben rufen, Räume

bezahlen, Gehälter, Publikationen. Unrecht zu haben ist schon ein teurer Spass.

Bevor er wegen Trunkenheit ins Gefängnis kam, hatte mein Grossvater noch Zeit, ein Kind zu machen. Matthieu. Meinen Vater. Der nie über seinen Vater sprach. An dem Tag, da die Eidgenossenschaft um Verzeihung bat, sass ich zufällig zu Hause. Wie immer war beim Essen der Fernseher an.

Der Nachrichtensprecher sprach das Thema an und da sah ich meinen Vater plötzlich in Tränen. Mein Blick wanderte vom Bildschirm zu meinem Vater und wieder zurück. Dann ist Papa rausgegangen auf den Balkon, sich eine Zigarette anzünden. Ich bin ihm nachgegangen. «Dein Grossvater Marcel war eine Zeit lang in Bellechasse.» Das war's. Das war beachtlich.

Im Grunde weiss ich über meinen Grossvater drei Dinge: Wird er erwähnt, weint mein Vater womöglich in seine Suppe.

29 TAGE

Sarah Marie

Das Heimkommen von der Arbeit, tägliche Zwischenzeit in Bus und Bahn: Man liest die neuesten E-Mails; beantwortet die, für die man noch keine Zeit hatte; Anrufe; ein Notfall; den Kopf einfach anderswo haben, manchmal gegen eine Scheibe, manchmal über dem Display. Es hängt davon ab, wie voll die Strassenbahn ist, wann man sich auf den Weg macht; von den Kollegen; auch vom Glück, denn fürs Lesen sitzt man lieber. Vor allem an diesem 2. März 2018.

Um 17.19 Uhr geht Laurent los, er hat seiner Frau versprochen, für Kaffee und Kuchen zu Hause zu sein. Bei der Arbeit liess er

es sich nicht nehmen, alles fertig zu machen, gegessen hat er nach dem Frühstück auch nicht mehr – keine gute Entscheidung. Er macht sich so früh auf den Weg, dass er einen Platz in Fahrtrichtung bekommt, im Viererabteil sogar, wo er die Beine ausstrecken kann.

Laurent fühlt sich leicht: Zur Abwechslung hat er nichts in seinem Büro vergessen, muss auch seinem Computer nicht beim ewigen Laden zusehen, ja nicht einmal auf einen Anruf warten, der ohnehin nicht kommt. Diesmal hat er Stopp gesagt. Laurent schaut nach draussen, im Frühling könnte er mit dem Rad zur Arbeit fahren. Dann holt er sein Smartphone aus der Manteltasche, der Winter hat seine Koffer noch nicht gepackt. Seine Finger öffnen automatisch die Zeitung, die App liegt rot, quadratisch, gut platziert auf seinem Homebildschirm. Eine Reihe Überschriften, Bilder; Laurent schenkt ihnen kaum Aufmerksamkeit: wieder eine falsche Entscheidung, weil er ja noch andere lesen kann, es gibt so viele Artikel. Nein, Laurent scrollt weiter, seine Finger lassen die Überschriften vorüberziehen. Wenn überhaupt, hält er nur für eine Schlagzeile oder ein

Bild an. Dann wählen seine Finger die Lektüre für ihn: Enfants placés: «Tout formalisme serait injuste.»

Da halten seine Finger inne, seine Augen übernehmen wieder und überfliegen die Worte; dédommagement, délai supplémentaire, contribution de solidarité, victimes, 20 000 Francs. Er liest einmal, zweimal, dreimal und die Haltestellenansage ist verschwunden. 31 mars 2018. 31. März 2018. 29 jours. 29 Tage. 29 TAGE. Und das Foto drängt sich ihm ins Bewusstsein, diese Bänke voller Kinder, und Erinnerungen kommen hoch. Die gewachste Tischdecke, die Teetassen, die Brotscheiben, die Schokolade. 29 Tage. Laurent liest den Artikel nochmal. 29 Tage. Hebt den Kopf. 29 Tage. Warte kurz. Und sein Halt ist schon fern. 29 Tage. Verstaubt sein Telefon. In seinem Kopf, alles dreht sich. Nimmt seine Aktentasche. Drückt den Haltewunsch. Steht auf. Verliert das Gleichgewicht. Sein Kopf dreht. Stützt sich an der Tür ab. 29 Tage. Da hält die Strassenbahn schon an, Laurent steigt aus.

Auf dem Weg, ein Umweg, Laurent desorientiert, weiss nicht, wo er hinblicken soll. Er kommt an einer alten Frau vorbei, rempelt sie beinahe an, entschuldigt sich. Kommt an einem Nachbarn

vorbei, grüsst mit der Hand, bevor er den Irrtum bemerkt. Biegt in seine Strasse ein, gleich ist er da. Stösst die Haustür auf. 29 Tage. Seine Frau und seine drei Kinder sitzen schon rings um den Tisch, der Duft von Apfelkrapfen erfüllt den Raum. Die Zwillinge werfen sich auf ihn und seine Tochter, ordentlich sitzend, lächelt ihn an.

«Komm, setz dich, es ist schon alles bereit. Wir haben auf dich gewartet.»

IST DOCH GLEICH

Ed Wige

1. *eine einsperrungskaskade:
das dorf, die leute, die familie, ausgestossene worte oder gedanken,
die blicke der leute und die familienehre, die verordnung, dieses
gebäude, diese gitterstäbe, dieses bett, dieser körper, dieser kopf, diese
gedanken – eingesperrt
und dennoch glaube ich zu treiben*
2. *wer der freiheit hinter trennwänden nachsinnen will,
braucht viel vorstellungsvermögen*
3. *ein schuldiger, ein unschuldiger
ein unschuldiger schuldiger
die worte haben hier nicht mehr dasselbe gewicht*
4. *es gibt mich
es gibt diese anderen
zwischen beiden eine überwindliche kluft
und doch sind die anderen ich geworden*
5. *ich erinnere mich nicht mehr an alles
doch dieses alles, ich spüre es*
6. *denken fügt ihrer gesundheit erheblichen schaden zu
träumen macht krank
fühlen verursacht geschwüre

der einzige ausweg ist tun und gehorchen*
7. *er bereut, beurteilt sich selbst und würden die dämonen sterben –
vergangen ist vergangenheit, versichert er*

5 ODER 6 PUNKTE

Sarah Marie

Ein kaltes Zimmer mit drei einfarbigen Wänden, drei ausgeschaltete Deckenlampen, auf der breiten Kante eines der vielen Betten, in perfekter Reihe aufgestellt, mit präzise glattgestrichenen und gefalteten Decken: sitzt ein Mann. Sein unklarer Blick zeugt von angesammelter Mattigkeit. Kein Moment, da seine Augen nicht aus dem Zimmer wandern durch das offene Fenster. Seine Hände, auf den Knien abgelegt, haben nicht die Kraft, den Ärmel des Mantels, der langsam an seinem Arm hinuntergleitet, hochzuschieben. Zu seinen Füßen, inmitten der Holzdielen, längen sich die Schatten dieses

Herbsttags. In lebhafter Diskussion geht man an ihm vorüber, doch er sitzt regungslos, im Winkel des Zimmers, bleibt verschlossen für jede Verführung.

Dann jedoch erregt ein Schimmer, einige Betten entfernt, seine Aufmerksamkeit, reisst ihn aus seinem Schweifen. Gerade jetzt ist etwas zu Boden gefallen und niemand hat es bemerkt, nicht einmal der, dem es entfallen ist. Er braucht einige Sekunden, um zu begreifen, was es damit auf sich hat: ein Stück Papier. Ein Stück PAPIER. Es landet hinter einem Nachttisch, ganz in der Nähe der Heizung. In der Ferne Glockenläuten, Essenszeit: ein günstiger Moment, um etwas hinterherzuhängen. Ihm genügt eine Minute, um den begehrten Schatz an sich zu nehmen. Seine Finger packen ihn in einer flüchtig-feinen Handbewegung. Unzerknittert steckt sich der Mann sein Stück Papier, kleingefaltet, in die Hosentasche und schliesst im Laufschrift zu den anderen auf.

Wieder allein, nimmt der Mann das am Vortag aufgelesene Schokoladenpapier heraus. Faltet es sorgsam auseinander.

Zerreissen wäre Verschwendung. Diesen Monat hat er bereits geschrieben. Also darf er nicht mehr. Dieses Stückchen Papier ist ein Glück für ihn! Sein letzter Brief war an seine Frau adressiert und für einige Worte an seine Tochter Léonie blieb ihm kein Platz.

Er sieht sie vor sich, am Tag seiner Inhaftierung. Sie war aus ihrem Zimmer gekommen, als die Polizisten bei ihnen eintrafen. Schreie, Wut, ihr Vater, diese anderen Herren, ihre Mutter. Mit ihren zwölf Jahren konnte sie diesen Augenblick nicht begreifen. Sie haben sich nicht mehr wiedergesehen seither, und obwohl seine Frau im Brief vom letzten Monat lange über Léonie schrieb, braucht er mehr. Will er mehr.

Das Papier ist brüchig und schon abgenutzt. Aber das hindert die Feder nicht, darüberzueilen, und die Tränen nicht, sich auf seinen Wangen zu drängen. Bevor er seinen Namen darunter schreibt, fügt er an: «Léonie, ich schmuggle diese Zeilen an dich hier heraus. Falls du mir antwortest, nimm nicht wörtlich darauf Bezug, sonst heisst es für mich Einzelhaft. Mach einfach 5 oder 6 Punkte hinter das Datum, dann weiss ich, dass du ihn bekommen hast.»

Der zusammengefaltete Brief geht dann zu einem Angestellten und wandert, wie die anderen ihm erklärten, von einer Tasche zur anderen.

Nächster Monat, der Mann wartet. Aber kein Brief, sagt man ihm. Von seiner Tochter bekommt er später nur die Worte seiner Frau. Und hinter dem Datum kein Punkt.

WAS IST ORDNUNG UND WO BEGINNT UNORDNUNG?

Ed Wige

Die Unordnung beginnt da, wo die Ordnung endet. So weit, so trivial. Wer nicht geordnet ist, wer also Unordnung im öffentlichen Raum verursacht, der muss zur Ordnung gebracht werden.

Umgekehrt respektiert der Geordnete die Ordnungen, die von der sozial organisierten Gemeinschaft etabliert wurden. Selbstverständlich wird ein erster Ordnungsruf gegen Personen formuliert, die der Unordnung frönen; so ist der öffentliche Raum geordnet. Quid autem mit der Person, die einer ungeordneten Ordnung ungehorsam ist? Wird sie für die Unordnung bestraft oder gelobt dafür, die Ordnung im öffentlichen Raum befolgt zu haben? Und was ist mit widersprüchlichen Ordnungen? Muss man in diesem Fall die

chronologische Ordnung oder die hierarchische Ordnung befolgen? Die Ordnung der Dinge ist in diesen Fällen gestört und es wird darum gehen müssen, eine neue Ordnung zu etablieren, etwa durch Verordnungen, um die rechte Ordnung zu bewahren. Beispiele ungelöster Dilemmata: Person A ist von höherem sozialem oder hierarchischem Rang. Fall 1: Person A hat durch Fehlverhalten oder Faulenzerei die Sicherheit oder Gesundheit anderer gefährdet. Was würden Sie tun? Würden Sie ihren Befehlen Folge leisten? Fall 2: Person A verlangt von Ihnen alles und sein Gegenteil. An welche ihrer Anordnungen halten Sie sich? Verkomplizieren wir die Situation: Person B befindet sich auf einem ähnlichen hierarchischen oder sozialen Rang wie Person A, und nun ordnen sie je etwas an, das sich widerspricht. Welcher Anordnung leisten Sie Folge? Welche Unordnung ...

DAS KLAVIER

Eugène

Am Anfang war die Sache klar. Da gab es die Oberstadt und die Unterstadt. Eine natürliche Trennung. Wie Tag und Nacht, links und rechts, davor und danach.

Die Oberstadt beherbergte die Kathedrale, die Notare, den Gemeindevorstand und die Warenhäuser. In der Unterstadt drängten sich die Arbeiter, die Gerber, die Säufer, die Schwarzen, die Transvestiten, die Schwulen, die Gestörten, die Italiener, die Mischlinge, die Studenten und meine Schwester. Dann eröffnete die Rote Katze in der Unterstadt, gleich neben dem Automontageband mit seinem gewaltigen Glasdach. Zum Mittag kamen die Arbeiter herüber und schlangen gierig ihre Würstchen und Kartoffeln hinunter. Bis dahin

war alles gut. Der Wirt der Roten Katze stellte ein Klavier auf. Ein einfaches Klavier in der Ecke des Bistro. Kein Podium, kein besonderes Licht. Die Arbeiter kamen Jazz hören. Die Prostituierten wiegten sich im Rhythmus und johlten wie heisse Hyänen.

Eines Abends kommt ein Notar herein. Er gibt einer Prostituierten einen Cognac aus, dann gehen sie hinaus auf die lichtlose Gasse.

Am nächsten Tag, der Notar bringt drei befreundete Politiker mit.

Die wiederum zwei Chefs eingeladen haben, sich zu vergnügen.

Mit den Armen sich abgeben, das lieben die Reichen.

Daraufhin kam meiner Schwester, die in der Roten Katze die Sossen umrührt, eine scheussliche Idee. Sie nahm die Schliessung des Goldenen Fasans, gastronomischer Zwischenhalt von Weltruf, zum Anlass, um den Gelben Hund zu eröffnen. Drei-Sterne-Restaurant zu absoluten Volkspreisen.

Verdammte Welt, verkehrt herum!

Die Arbeiter, die Schwarzen und die Italiener begannen die Hähnchenschenkel an Goa-Safran mit einer Schüssel Wildreis zu verschlingen. Die Armen lieben es, einen Abend lang reich zu sein.

Am Ende des Tages kamen die Prostituierten, um einen Aperol Spritz unter Freundinnen zu schlürfen. Als ich diese liederlichen

*Frauenzimmer ihre dicken Hintern vor dem Rathaus wackeln sah,
da hats mir den Atem gekappt.*

*Dann schloss die Gerberei ihre Tore. Da der Quadratmeter in der
Unterstadt nichts wert war, kaufte der Fabrikbesitzer, der in seinen
neun Zimmern vor der Kathedrale sehr beengt zu leben hatte,
das Grundstück, um dort seine Residenz zu errichten! Die Reichen
lieben es, Geld zu sparen. Das brachte die Armen auf Gedanken.
Sie begannen zu sparen, um sich in der Unterstadt ebenfalls
Grundstücke zu kaufen. Das Wohnviertel Knippchen schoss
innerhalb von fünf Jahren aus dem Boden. Ein Wohnviertel
bei den Armen: Sogar Victor Hugo, der von «schwarzer Sonne»
und «schrecklicher Schönheit» schrieb, hätte nicht gewagt, sich
so ein Oxymoron auszudenken ...*

*Dann ging die Autofabrik ihre Autos anderswo bauen. Also kaufte
der Gemeindevorstand, mittlerweile von einem infamen Sozialisten
geleitet, das Gebäude zurück, machte ein Museum für klassische
und moderne Kunst draus. Und die reichen Kollektionen der
Oberstadt sind gekommen, sich an die unteren Wände zu hängen!
Die Prostituierten vor der Kathedrale und die Rubens, Dürers und
Picassos in einer alten Fabrik ...*

*Und meine Schwester, immer das schwarze Schaf der Familie, wird
von Papa beglückwünscht. Und Mama, immer voller Bewunderung
für meine Arbeit als Sekretär bei Alabert & Söhne, Notarskanzlei seit
1898, muss zugeben, dass sie sich Karten für die Konzertreihe in der
Roten Katze besorgt hat.*

Verkehrt herum, verdammte Welt!

SOMMER- UND HERBST-ANGEBOT: DIE LETZTEN PLÄTZE IN DEN WAADTLÄNDER ALPEN

Ed Wige

*Sie sind ein gefährliches Element für die Gesellschaft?
Sie leiden unter Faulenzerei oder Fehlverhalten? Ihre
Sittenwidrigkeit lastet schwer auf Ihnen? Dann haben
wir etwas für Sie: die administrative Versorgung.*

Unser Angebot unter Leitung des Justiz- und Polizeidepartements steht allen Erwachsenen ab 18 Jahren offen, die eines oder mehrere der folgenden Kriterien erfüllen:

- a) gibt sich regelmässig der Prostitution hin oder fällt durch einen liederlichen Lebenswandel auf,
- b) bezieht sein Einkommen ganz oder teilweise aus dem lasterhaften Leben anderer,
- c) erzielt sein Einkommen hauptsächlich aus untersagtem Glücksspiel,
- d) gefährdet durch schlechten Lebenswandel oder Faulenzerei die Sicherheit oder Gesundheit anderer.

Unser Angebot ist eine Qualitätsdienstleistung für die Einwohner des Kantons Waadt und bietet Ihnen Betreuung rund um die Uhr. Der maximale Leistungsanspruch beträgt drei Jahre. Eine Untersuchung, eine oder mehrere Anhörungen sowie die Eingliederung in eine Arbeiterkolonie sind inbegriffen.

Kontaktieren Sie uns im Voraus, um die Aufnahme-prozedur zu erleichtern – sei es für Sie selbst, für ein Familienmitglied oder für eine Person aus Ihrem Bekanntenkreis, die Sie uns gerne anvertrauen möchten.

Unser Angebot garantiert qualitativ hochwertige Leistungen. Wir passen unsere pädagogischen Inhalte den Wünschen und Bedürfnissen der Versorgten an. Professionelles Personal steht den Programmteilnehmern bei den diversen Aktivitäten zur Seite und gewährleistet, dass sie aktive Akteure ihrer Versorgung sind.

*In unseren mehr als 30 Jahren
Erfahrung haben uns 146 Menschen,
104 Frauen und 42 Männer,
ihr Vertrauen geschenkt.
Wann kommen Sie zu uns?*

« *Ich bin sehr zufrieden mit meinem Aufenthalt. Vorher habe ich mich der Faulenzerei und einem schlechten Lebenswandel hingegeben und so die öffentliche Ordnung gefährdet. Die Kolonie hat mir nun Ordnung und Disziplin beigebracht.* »

Denise, 32 Jahre

EXPO 64

Sarah Marie

Auf dem Tisch eine gute Flasche. Gut oder nicht, eine Flasche und Sonne. Alles, wovon ich jahrelang geträumt hatte – da war's, direkt vor mir. Diese Freude habe ich mir immer bereitet, sobald ich konnte und Zeit hatte. Ich hatte das vermisst. Geniessen. In Ruhe. Ohne Druck. Ausstellung vorbei! Für mich. Denn für die anderen fing sie ja gerade erst an. 550 000 m². Kannste glauben. Acht Sektoren. Technische Meisterleistungen. Einschienenbahn. U-Boot. Und die ganzen Pavillons.

Auf der Terrasse des Bistros hörte ich die Menschen reden. Alle Tage, in allen Mündern war es, schon seit Monaten. Ich war sehr stolz darauf. Diese Stunden Arbeit, diese vollen Tage im Beton. Mein Rücken erinnert sich noch. Und dann, zum Frühlingsanfang, nichts mehr. Wir hatten die Konstruktionen fristgerecht geliefert. Das Nötige gemacht. Unsere Arbeiterhosen weggeräumt. Durften sie nicht rausholen. Wir durften vor Ort sein, aber nicht in Arbeiterhosen. Einmal bin ich hingegangen. Nur einmal. Immerhin mal anschauen. Das Tal anders sehen, nicht als Baustelle. Und mich hat wirklich schockiert, dass alles so sauber war. Alles ordentlich. Nichts lag da herum. Ein unauffälliges Reinigungsteam. Oasen aus Träumen, Erfindungen und Entdeckungen. Sich der Welt als eine innovative Schweiz präsentieren. Alles war fertig und glatt, aber ich muss sagen, ich fand die Ausstellung beim Aufbau fast schöner. Jeden Tag wuchs sie an. Das mit anzusehen war beeindruckend. Manchmal haben wir wochenlang, monatelang so fieberhaft an irgendeiner Aufgabe oder einem Teil des Pavillons hantiert, dass uns der neue Anblick, als wir schliesslich rauskamen aus unserer Routine, ganz sprachlos

machte. Fast wie all die Leute, die vom Bahnhof kamen. Von hier und da. So berichteten sie im Radio. Aus der ganzen Welt strömten die Leute herbei. Aber wir hatten die Ausstellung langsam wachsen sehen und sogar daran mitarbeiten dürfen. Ich habe da so viel Zeit verbracht. Jahre. Also hatte ich mir eine kleine Pause verdient. Aber diese schöne Schweiz, diese von der Zukunft träumende Schweiz, diese Schweiz war es doch, die uns eingesperrt hatte. Dich, mich und all die anderen. Und doch haben sie uns geholt für den Aufbau. Wie froh sie immer waren, wenn einer zur Gruppe stiess. Zum Dank: nichts, nicht mal ein anderer Job. Sicher, Aufträge von solchem Ausmass gibt's nicht alle Tage. Also wurde mir diese Pause, diese meine Pause ein bisschen aufgezwungen. Dann die Flasche auf der Terrasse ... auch das: ein Zeitvertreib. Als dann die Polizisten kamen, die mich am Arm packten und vor die Terrasse schleiften, kannten sie keinerlei Hemmungen. Faulenzerei, dass ich nicht lache!

Wie kann die Expo 64 mit der administrativen Versorgung verknüpft werden – zwei verschiedene Facetten der Schweiz? Mit Blick auf die Archibilder waren es alle die Arbeiter hinter den Bauten, die mich angesprochen haben. Was ist aus ihnen geworden?

MEIN VATER

Sarah Marie

Hilf mir, Vater, hilf mir!

Sie haben mir gerade Bleistift und Papier gegeben.

Da. Gerade eben. Im Refektorium.

Für mein gutes Betragen, hiess es, und die anderen freuten sich offenbar für mich.

Aber Vater, Vater. Was soll ich damit anfangen?

Schreiben?

Meiner Mutter? Sie kennen meine Mutter nicht.

Sie erwartet nichts von mir, am wenigsten einen Brief.

Schreiben. Schreiben. Schon das Lesen, ich kann nicht. Das war schon immer so. Nichts zu machen. Meine Lehrerinnen haben rasch aufgegeben. Und selbst meine Mutter hat es nicht hinbekommen. Dabei unterrichtet sie uns normalerweise. Alle aus dem Dorf haben in ihrer Klasse gelesen und geschrieben. Ich nicht. Ich kann nicht. Ich schaffe es nicht.

Klar klappt manchmal was nicht. Wir waren bei verschiedenen Ärzten. Aber dafür gibt's keine Behandlung. Nicht lesen können, nicht schreiben, das ist keine Krankheit. Faulpelz, aber für meine Mutter ging's noch um mehr. Sie war felsenfest davon überzeugt. Es ist nicht so, dass ich nicht wollen würde, es geht einfach nicht, und zwar bei keinem Wort. Sie war beim Spezialisten, nichts. Lange Jahre hat sie es probiert, nichts. Das Schlimmste ist, dass es mit Zahlen klappt und im Zusammenhang begreife ich's auch. Wenn wir in der Schule Leistungskontrollen hatten und vor der Klasse stehen mussten, da hatte ich gute Noten. Ja! Wirklich! Was der Lehrer auch erklärte, ich hab's mir gemerkt und konnte es auch erklären. Aber sobald man lesen oder schreiben musste. Vorbei, ich schaffe es nicht.

Ich bin sogar ins Pensionat gegangen, aber nichts zu machen, ging nicht. Die haben mich wieder heimgeschickt. Also hab ich den Leuten im Viertel geholfen. Der Nachbarin. Aber das war keine Lösung, nicht für meine Eltern. Sie wollten, dass ich studieren gehe, und das ging nicht.

Sie haben mir von hier erzählt. Sie meinten, ich würde einen Haufen nützlicher Sachen lernen, Erziehungsanstalt, Arbeitskolonie. Das war ihrer Meinung nach die letzte Lösung. Ich habe ihnen vertraut.

Meine Eltern, ich glaube, die konnten einfach nicht mehr. Das war zu viel. Als Ältester hätte ich mit gutem Beispiel vorangehen sollen, aber meine Brüder hatten keinerlei Probleme. Sie haben angefangen zu zweifeln. An mir, an meinen Fähigkeiten, vielleicht an meiner Aufrichtigkeit. Also kam die Polizei mich holen. Eines Abends. Und niemand war auf der Strasse. Meine Eltern mussten erzählen, dass ich nicht mehr zu Hause wohne – stimmte ja auch ein Stück weit. Ich spürte, wie sie sich schämten. Je mehr die Jahre vergingen, desto grösser die Scham. Ich versteh das. So ein Kind wie ich für eine Schriftstellerin und einen Professor, das konnten sie nicht.

Und nach ein paar Monaten finde ich mich also hier wieder. Mit diesem Blatt, diesem Bleistift in meinen Händen. Aber was soll ich damit? Vater, hilf mir!

ZWEI FREUNDE

Lisiane Rapin

schlechte erziehung
 schlechte was
erziehung
 ach so alles klar
und was ist das schlechte erziehung
 keine ahnung
 ein kind das den damen an den rücken zieht
 es gibt viele schlawiner auf den pausenhöfen
und warum machen sie das die kinder
 keine ahnung schlechte erziehung

schlechte erziehung paul!
was ist denn das schlechte erziehung
 ein lautes kind mit seinen flinken beinen huscht es zwischen
 die rücke dieser damen
sicher paul bist du dir sicher

...
 nein
 nein vielleicht meint man mit schlechter erziehung die
 kleidung
die kleidung wirklich
wieso
 die kleidung die nackte haut zeigen
 wobei ich nackte haut ja nicht ungern sehe
 die ist schön
schlechte erziehung ist nicht die kleidung paul
man zieht sich an wie man will
 bist du sicher

...
 ein kind auf dem rücken, das auf dem schulhof durchdreht
 vielleicht ist das schlechte erziehung

das kind darf sich ja nicht ausdrücken
ja ja ich glaub nicht du machst mich verrückt
mit deinen erziehungsfragen
warte paul paul
das kind ist lebhaft warum will man dass es leblos wird
es muss
wieso muss es
das ist hier so
...
warte jetzt hab ichs
schlechte erziehung das sind die eltern
ihre familie
nein nein jetzt bring nicht alles durcheinander
in der schule lernen sie zuhause werden sie
verdorben
nicht alle paul
nein nicht alle
was dann
was ist dann schlechte erziehung
du gehst mir auf die nerven

«Was ist eine gute Ausbildung und wer entscheidet darüber?» Ein vergebliches Gespräch zwischen zwei Freunden, das darauf abzielt zu verstehen, was eine schlechte Bildung ist und warum. Die Gründe sind unklar, ebenso die Ursachen.

WER DEFINIERT DIE ARMUTS- SCHWELLE?

Marilou Rytz

Die Armutsschwelle. Eine Schwelle, das ist, was sich am Eingang findet, eine Fliese oder ein Brett, um innen von aussen zu trennen.

Es gibt die drinnen, im Warmen.

Und es gibt die draussen.

Ich bin natürlich drinnen. Ich habe das Haus erbaut, die Schwelle entworfen. Habe darüber entschieden, wo sie platziert wird und wen sie aufnimmt. Ich bin Gesellschaftsarchitekt.

Ich gehöre zu denen, die auf der obersten Etage wohnen, den

Privilegierten. Ich habe sogar ein persönliches Büro. Ein sehr grosses Büro, üppig, mit Prunk. Es gibt ein paar dieser Zimmer, für andere Architekten. Aber wir sind nur wenige. Die Menschen, die so hart gearbeitet haben, die sich diesen Luxus verdient haben, sie sind selten.

Es gibt viele Etagen, viele Zimmer. Salons voller schöner Damen und feiner Herren, Wohnzimmer für grosse Familien, die sich zuweilen über mehrere Generationen hinweg ansammeln.

Küchen gibt es für die, die ihren Platz in der Gastronomie haben, Badezimmer für die Arbeiter und kleine Toiletten gleich am Eingang. Je weiter man hinabsteigt, desto baufälliger und maroder werden die Zimmer. Aber wir haben achtgegeben, wir haben die Schwelle gut platziert. Man kann nicht zulassen, dass das Gebäude einstürzt. Selbst in den untersten Etagen lässt es sich leben.

Man kann natürlich umziehen. Eine Etage höher oder eine tiefer, nebenan. Für eine höher muss man viel arbeiten, ein leichtes Nachlassen genügt für eine tiefer. Und dann gibt es sogar die, die aus Nachlässigkeit die Schwelle überqueren. Ich Sorge mich um die, welche – wie man sagt – unter der

Schwelle leben. Sie sind vor allem auf der falschen Seite der Tür. Ich kann sie nicht hereinlassen, aus Angst, sie würden das Gebäude schwächen. Aber ich kann sie ebenso wenig draussen zurücklassen, sie drohen von aussen alles einzuschlagen, um sich Zutritt zu verschaffen. Dann würden wir das Haus einstürzen sehen. Also habe ich ein neues Gebäude gebaut, das hat nur eine einzige Etage. Ein Gebäude für all die, die nicht hereinkonnten. Eine einzige Etage, ein einziges Zimmer und viele, viele Betten. Ein rasch hochgezogener Block, gut gefüllt. Man kann nur hinein, herauszukommen ist nicht leicht. So ist mein Haus gut geschützt.

MEINE HALBE SEITE

Eugène

Ich lege Le Temps auf den Tisch, zwischen meine Packung M-Budget-Schwarztee und meinen 1-Franken-Aschenbecher, den ich vor dreizehn Jahren in einem Kirchen-Brocki gekauft habe. Der Artikel erinnert mich daran, dass ich ein Recht darauf habe. Meine zwanzig. Zwanzig schöne Scheine mit der Visage von Jacob Burckhardt erwarten mich irgendwo in der Schweiz.

Was tun? Den Zug nehmen nach Bern, dann die Tram zu ich-weiss-nicht-welchem Verwaltungsgebäude, die Glastür zu einer grossen, sauber riechenden Vorhalle aufschieben, drei Etagen hochkraxeln, eine Klingel drücken, auf das grüne Leuchtzeichen «Treten Sie ein»

warten, um schliesslich mit gesenktem Kopf einer jungen Dame zu erklären: «Ich wurde meiner Mutter weggenommen, die mich mit siebzehn im Gefängnis bekommen hat. Ich bin auf einen Bauernhof gekommen, wo die Ziegen mehr Respekt gekriegt haben als die Waisen. Bitte geben Sie mir mein Geld.»

Dieses Jahr im April wird es zu spät sein. Ich werde nicht länger als jemand gelten, dem gegenüber der Staat sich zum Kotzen benommen hat. Ich bin dann nur noch der Alte aus der Rue des Oiseaux. Sie wissen schon, der alles im Angebot kauft und für ein paar kostenlose Romane bis zur Bücherkiste latscht.

Ich bin siebenundsechzig. Vielen Dank auch für Ihre bescheuerte Frist. Das Witzigste an dieser ganzen Sache ist ja, dass der Bundesrat die Tauschfristen für die alten 1000-Franken-Scheine aufheben will. Bisher galt die Frist von 20 Jahren nach Ende der Verwendung. Die 1000-Franken-Scheine werden also noch ein ganzes Jahrhundert gültig sein, aber ich habe noch 29 Tage, um mein Leiden mitzuteilen.

Ich haue mal ordentlich auf den Tisch. Wie mit sechzehn, als ich abgehauen bin vom Bauernhof.

Der Artikel meint, die Eidgenossenschaft hat 300 Millionen Franken

gespart für die Opfer von fürsorglichen Zwangsmassnahmen. Da schämt sich die Eidgenossenschaft ja ordentlich, wenn sie so eine Summe freigibt! Nur, tja, ihr Projekt hat irgendwie nicht gezündet. Von den geschätzten fünfzehn- bis zwanzigtausend Opfern hat sich nur ein Viertel gemeldet. Da wird die Eidgenossenschaft wohl auf ihrem grossen Haufen Geld sitzen bleiben. Hat sie nicht anders verdient. Wirklich, 20 000 Franken, das ist doch lächerlich! So weit kann ich nämlich rechnen, stellen Sie sich vor! Für zwanzigtausend kann ich dreiundzwanzig Nächte lang im Grandhotel der Stadt pennen. Mit Blick über den Park und den Rosengarten. Und danach geht's wieder zurück in meine anderthalb Zimmer und voilà. Dreiundzwanzig Nächte in einem 5-Sterne als Wiedergutmachung für eine Kindheit ohne Mama, das halten Sie für anständig? Ich auch nicht.

Ich stehe auf, wasche meine Tasse in der Spüle aus. Von meiner Erdgeschosswohnung aus habe ich freie Sicht auf zwölf Fahrräder, vieren davon haben sie das Vorderrad geklaut. Regentropfen beenden ihre himmlische Reise in einer Pfütze. Der 22er-Bus nimmt Anlauf für die Steigung am Petit Mont. Die Abgase schweben einen Moment lang in der Luft in diesem so friedlichen März.

Und was, wenn ich einfach Platz in der Zeitung kaufe? Da kann ich all meine Wut mitteilen. Wie viel kostet so eine volle Seite? Das werde ich mir wohl nicht leisten können. Aber vielleicht eine halbe? Ja, das würde mich erleichtern. Das würde meinen «Wutspeicher» leeren, wie der zweite Bauer sagte, bei dem ich untergebracht war. Ein guter Kerl, permanent im Streit mit den Banken, die ihm seinen Bauernhof wegnehmen wollten, weil er die Hypothek nicht bedienen konnte. Ich kaufe eine halbe Seite und haue alles raus. Wundert mich, dass da bisher noch keiner drauf gekommen ist. Ich bin ganz aufgeregt. Mir bleibt bloss noch ein Monat, um mein Geld abzuholen, einen Text zu schreiben und ihn drucken zu lassen. Laut Zeitung wird meine Wut in 50000 Exemplaren gedruckt. Die hört nicht zum letzten Mal von mir, die Eidgenossenschaft ...

DIE SOFAS

Lisiane Rapin

Auf einem roten Sofa, Orange, rote, braune Kissen liegen benommen herum, beinah aus Gewohnheit verwirrt. Die Kinder sind noch in der Schule, kommen um vier nach Hause. Ihre Mutter Béatrice wird sie abholen. Sie hält eine Papiertüte in der Hand, darin Pains au chocolat zum Tee.

Auf einem weissen Sofa, Riesige Kissen aus Kuhleder, millimetergenau angeordnet, nehmen den gesamten Platz ein. Links ein langes schwarzes Klavier, glattpoliert, schwarz und weiss glänzend. Das Haus ist leer, aber eine Musik wärmt das Innere, ein Klavier-

konzert von Mozart, Nr. 23, um Diebe fernzuhalten. Romuald wird erst nach der Sonne heimkehren, die Manufaktur kostet ihn viel Zeit. Héloïse wird nicht zurückkommen. Die Kinder werden bei den Grosseltern bleiben.

Auf einem grünen Sofa, Kleine Kissen in allen Farben und Formen liefern sich eine Schlacht. Kann sich bei diesem ganzen Durcheinander noch jemand hinsetzen? Janice hat ihren Platz gefunden, Gitarre auf den Beinen, die Finger schlagen den stürmisch-störrischen Rhythmus von Soul Sacrifice an. Carles sitzt auf dem Teppich und trommelt auf die Rückseite des Kochtopfs. Das Baby ist glücklich, es spielt mit seiner Mama Santana.

Auf einem braunen Sofa, Ein violetter Fleck am Rand eines unförmigen Kissens, wie ein Biss. Jean ist gerade nach Hause gekommen, schon zwei Gläser Wein sind seinen Gaumen hinuntergeflossen. Die gehorsame Mireille bereitet das Pot-au-feu zu, sie ignoriert ihren Mann geflissentlich und späht verärgert zur fast leeren Flasche hinüber. Heute Abend, wenn Mireille ins Bett geht, schnarcht neben ihr ein rotnäsiger Betrunkener.

Auf einem blauen Sofa, Kissen fliegen um zwei blonde Köpfchen herum. Lola sucht Coline, ihre kleine Schwester. Im Moment sind beide selig, aber Martial weiss, dass das nicht für alle Zeit anhalten wird. Hinter seiner Zeitung schickt er sich an, Lola zu trösten, die gerade einen Schlag auf den Kopf bekommen und zu weinen begonnen hat.

Auf einem schwarzen Sofa, Alle Kissen haben Reissaus genommen und liegen am Boden. Zwei weisse Körper, entblösst, schmiegen sich aneinander, streicheln sich. Feuchte Luft, verschwitzte Haut, salziger Geruch. Martin wohnt in seiner Wohnung allein. Louis kommt dienstagsabends zu ihm. Später rauchen sie am Fenster eine Zigarette.

Auf einem anderen braunen Sofa, Ein blaues Kissen liegt auf jedem Arm. Links zupft Charlot an seinem Bart, rechts schlägt sich Christine aufs Knie. Yvette, ihre siebzehnjährige Tochter, ist verschwunden. Stunden sind vergangen und die Tür bleibt reglos. Charlot glaubt, sie ist in den Armen eines älteren Mannes ausgerissen, Christine will das nicht glauben.

Auf einem gelben Sofa, Eine Meute roter Kissen schmückt die Rückenlehne. In bequemem Sitz liest Colette in einem Buch. Aus der Küche ruft ihre Mutter, Essenszeit. Ihr Vater legt die Zeitung nieder, umklammert Messer und Gabel mit festem Griff, spricht das Gebet. Heute Abend, wenn ihre Eltern eingeschlafen sind, wird Colette losziehen zu ihren Freunden auf dem Dorfplatz und Musik hören, Bier trinken und, wer weiss, vielleicht diese langen Papierröhrchen rauchen, die ihr diese wohlige Aufregung verschaffen.

SIE KOMMEN DICH HOLEN

Camille Leyvraz

Mutter hatte mich gewarnt: Sie kommen dich holen, so wie sie auch die Nachbarin holen kamen. Ich habe ihr nicht geglaubt. Und eines Morgens kamen sie.

Ich spürte es wachsen und versuchte es zunächst hinter einer weiter geschnittenen Schürze zu verbergen, aber schliesslich war es doch zu sehen. Also kamen sie eines Morgens, zu Sonnenaufgang, und ich habe mich nicht gewehrt, ich fürchtete, sie würden Gewalt anwenden.

Man hat mir ein Bett unter den hundert anderen zugewiesen, eine Waschschüssel und ein paar vorschriftsmässige Kleider.

Wie die meisten anderen auch habe ich geschwiegen, keine Fragen gestellt. Ich habe naiv darauf vertraut, sie würden mich nur so lange hierbehalten, bis das Kind da ist, und dann wieder heimschicken oder woanders hin. Ich war blind vor Hoffnung. Ich habe Wäsche gebleicht, bis ich nicht mehr konnte. Ich ass, arbeitete und schlief permanent mit diesen ganzen Frauen zusammen, den Diebinnen und Mörderinnen, die Wächter machten da keinen Unterschied; wir alle waren schlechte Frauen, übles Gesindel, Unsittliche.

Und dann wollte das Kind zur Welt kommen und es kam zur Welt. Sie haben es mir weggenommen. Sie haben es mir entrissen, ohne dass ich es auch nur einen Augenblick in meinen Armen halten durfte.

Monate später kam ich raus, aber allein, ohne meinen Sohn. Und diesmal habe ich mich gewehrt, ich habe Fragen gestellt, ich habe das Unrecht benannt, denn ihre Gewalt fürchtete ich nicht mehr. Aber ich bekam nicht die leiseste Antwort, nicht den kleinsten Hinweis. Lediglich die Androhung, wieder interniert zu werden. Und ich bin zweimal zurückgekehrt, denn ich habe weitergesucht, weitergekämpft, denn ich wollte

*keinesfalls aufgeben. Und es war hart und erschöpfend,
immerzu gegen den Wind anzuschreien.*

*Später habe ich geheiratet und weitere Kinder gehabt. Ich bin
nicht nochmal ins Gefängnis gekommen, aber vergessen
habe ich meinen Sohn nicht. Heute bin ich Grossmutter, dem
Ende nah, und ich weiss noch immer nicht, ob er lebte.*

Die Vorstellung, dass Frauen inhaftiert und von ihren Kindern getrennt werden konnten, entsetzt mich, und ich weiss, dass dieses Thema in verschiedenen Ländern und Regionen immer noch aktuell ist, und deshalb habe ich beschlossen, darüber zu schreiben.

GUT MACHEN

Marilou Rytz

Wir haben das gut gemacht

Ja, wir haben das gut gemacht

Wir hatten keine Wahl

Wir hatten keine andere Wahl

Wir haben es versucht

Wir haben alles versucht

Verbote

Entzug

Ich habe so dermassen geschrien

Ich habe so dermassen geweint

Das war unerträglich

Unausstehlich

Hörte Jimi Hendrix

Zog sich an wie eine Nutte

Wir haben ja versucht, sie zur Vernunft zu bringen

Haben mit ihr geredet

Wir mussten sie schützen

Mussten sie beschützen

Das ist die Rolle der Eltern

Das ist unsere Rolle

Vor sich selbst schützen

Vor ihm schützen

Ihm

Ihm

Er hat uns alles genommen

Alles

Unsere letzte Hoffnung

Unsere kleine Tochter

Er ist die Musik

Für ihn hat sie getanzt

Er ist das schwarze Leder

Für ihn hat sie sich geschminkt

Er hat sie verdorben

Sie angestiftet zu diesem Lotterleben

Unser liebes Kind

Unser geliebtes Kind

Verformt

Verloren

Wir haben versagt

Ja, wir haben versagt

Ihre Erziehung

Ihr Schutz

Wir sind überfordert

Komplett überfordert

Andere sollen sie erziehen

Andere sollen sie schützen

Wir haben das gut gemacht

Ja, wir haben das gut gemacht

Wir hatten keine Wahl

Wir hatten keine andere Wahl

Weil es manchmal Familien sind, die ihre Eigenen anprangern.
Weil ich nicht an reine Grausamkeit glauben kann.
Weil wir das Beste für die Menschen tun wollen, die wir lieben.
Weil wir manchmal Fehler machen.
Weil wir uns selbst vom Gegenteil überzeugen müssen.

WENIGE STUNDEN STOLZ

Sarah Marie

Wenn ich sie in ihren bunten Klamotten im Fernsehen sehe, beneide ich sie. Ich rede natürlich nicht darüber, aber ich beneide sie. Ich würde nach New York, London, Paris, Zürich fliegen. Ich würde auch auf einen ihrer Wagen klettern, mit den Fahnen, aber ich bleibe. Ich erinnere mich an Paris. Oh, und wie ich mich an den 4. April in Paris erinnere. Es mag nicht so bunt gewesen sein wie heute, aber die Lederjacken über unseren Hemden, unsere umgeknoteten Halstücher und unsere Haare im Wind. Oh, und wie ich mich daran erinnere! Ich hatte fleissig arbeiten müssen, um mir diese Reise leisten zu können.

Eine Reise unter Freunden, die Freiheit gehörte uns. Wie war dieses Frühjahr 1981 gut. Aber die Rückkehr ... Die Rückkehr in unsere zarte Schweiz. Im Fernsehen sprachen sie von Attentat auf den Anstand. Und ... auf den paar Bildern von der Menge war wohl mein Gesicht zu sehen. Also wussten sie es. Alle ... Und so war es dann. Für diese wenigen Stunden Stolz haben sie mich schikaniert. Erst von fern, mit Blicken, Bemerkungen. Um das zu vermeiden, habe ich mich immer klein gemacht, aber nach Paris und dem Fernsehen haben sie mich ins Visier genommen. Bei der kleinsten verkehrten Geste, was auch immer es war, sie lagen immer auf der Lauer. Und so kam es dann auch. Wahrscheinlich Denunziation. Sicher die Nachbarn. Wieso? Keine Ahnung. Ich hätte gern vergessen, aber manche Erinnerungen sind eben im Körper eingeschrieben. Gesten. Nachts träume ich manchmal noch davon. Ich habe lange versucht zu begreifen, vor allem während der Internierung. Öffentliche Ordnung. Eingesperrt im Namen der Sittlichkeit. Aber die. Die ... Die mussten sich nichts anhören. Über sich und ihre Hände.

*Nichts mussten sie sich anhören, aber wer hat die Ordnung
denn gestört, sie oder wir?*

*Deswegen fahre ich nie wieder nach Paris, nicht mal für
ein paar wenige Stunden Stolz. Ich habe alles gegeben.*

*Vielleicht bleibt mir noch ein bisschen Angst. Vielleicht bleibe
ich wegen ihr hier. Ja, sicher.*

Und ausserdem bin ich alt.

Macht ruhig, nur eben ohne mich.

Aber holt eure bunten Fahnen heraus.

AUFRUF AN DIE BEVÖLKERUNG

Lisiane Rapin

«Der Mensch verliert selbstverschuldet den Verstand, nicht wahr? In der Tat, manche Menschen kommen natürlich gestört auf die Welt, das versteht sich von selbst – man nennt sie die Geisteskranken oder die Irren. Andere dagegen wissen, wie sie sich zu verhalten haben, und das nennen wir eben Zivilisation. Das sind die, die gelernt haben, ihren Körper zu beherrschen, ihre Regungen; und gerade diese Beherrschung ist für den Erhalt unserer Gesellschaft grundlegend.

Jenseits des natürlichen Wahnsinns einiger weniger hat es der Mensch des 20. Jahrhunderts verstanden, sich vom Tier zu entfernen, von dem er doch abstammt – ja, früher war der Mensch ein Tier. Heute ist ein Land wie die Schweiz kein riesiges Gehege

wilder Tiere mehr. Die Menschen hier gehen vielmehr aufrecht, sind zivilisiert und stolz. Sie sind Arbeiter, gesund an Körper und Geist. Sie vereinigen ihr Land, sind seine Ehre.

Aber reden wir doch lieber einen Moment lang von denen, die der Einheit in den Rücken fallen und den ihnen zur Verfügung gestellten Sockel hinabgleiten bis ... bis sie den Boden besudeln. Ja, sie machen Flecken auf dem Boden, schwarze Punkte, die man gern wieder entfernt, damit die Reinlichkeit weisser Fliesen, ohne Schmutz, wie es unserem Land zu Gesicht steht, wiederhergestellt ist. Das sind keine Menschen mehr, das sind Individuen ...

Hören Sie mir gut zu, die ... die Trunkenbolde, die täglichen Trinker, nein!, die warten nicht auf den mütterlichen Wahnsinn, der bei den kranken Menschen schwelt, sie suchen ihn geradezu, sie kitzeln ihn heraus und rufen absichtlich das Tier aus Urzeiten wach. Wie das, werden Sie sagen? Wie erwecken sie das Tier wieder zum Leben? Alkohol. Dieses Getränk, das durch die Strassen unserer Schweiz fliesst, es bringt die Menschen um Kopf und Kragen! Diese Tiere, die so gut verborgen waren, suchen ihre Hirne, ihren Verstand heim. Sie bringen sie um die Errungenschaften der Zivilisation. Manche Menschen machen uns mit ihren Tieren lächerlich, uns und unser

Land. Schlimmer noch! Mit ihren zu grossen Pfoten und ihrem zu grossen Hang zu Gewalt besudeln sie das Land! Das Land verschmutzt unter dieser Geissel.

Für diese Menschen, die sich nicht zu beherrschen wissen und nichts von der Ehre ihres Landes wissen, gibt es allmählich einen neuen Namen. Wir werden sie Alkoholiker nennen. Wenn wir verhindern wollen, dass sich die Situation verschlimmert, werden wir uns der Schande des Tiers annehmen müssen. Noch einmal, das sind keine Menschen mehr, das sind Individuen und die bilden eine klebrige Schicht, eine regelrechte Sozialplage.

Sehen Sie sich doch an, wie diese Betrunkenen ohne jede Kontrolle durch die Strassen torkeln! Sehen Sie sich doch an, wie diese Familienväter Flasche um Flasche vor den Augen ihrer eigenen Kinder leeren, gewohnheitsmässig! Sehen Sie sich die ganzen anderen an, in den Wirtshäusern, die jeden Tag und zu jeder Stunde ich-weiss-nicht-wie-viel Alkohol saufen!

Tun wir, was wir tun müssen, um sie von unserer Gesellschaft fernzuhalten, die sie mit ihrer Schamlosigkeit, ihrer Hemmungslosigkeit, ihrer Kopflosigkeit gefährden! Lassen wir nicht zu, dass diese Plage, diese Animalität unsere Kinder verschlingt. Wir müssen

die Hygiene in unserer Gesellschaft bewahren. Lassen wir diese Individuen kein böses Fleisch gebären, das in seinen Eingeweiden diesen Makel auf immer behielte.

Hören Sie mir zu, hören Sie meine Forderung: Diese Individuen, wir müssen sie wohl oder übel heilen, denn ignorieren wir diese klebrige Plage, die mitten in unserem Land ausbricht, dann wird dieses Land seinem Ende entgegengehen.»

DER WECKER

Camille Leyvraz

Im Zimmer, in dem ich schlafe, steht ein Wecker, der zu laut tickt. Tick Tack. Tick Tack. Ich habe darum gebeten, dass man ihn wegstellt, aber sie wollen nicht, denn das sei nur eine Laune. Deshalb zuckt beim Lesen andauernd mein rechtes Bein. Kleine Rucke im Rhythmus der Ticks und Tacks. Und beim Lesen habe ich immer den Mund offen, denn die Worte verstärken sich in ihrem Hall und formen einen Echokreis. Allerdings schreibe ich immer mit geschlossenem Mund, weil sie mir sonst womöglich entschlüpfen.

Hier regen sie sich über mich auf, denn ich wasche mich nicht mehr. Die Spinne in der Badewanne will mich nicht nackt sehen, und wenn ich es trotzdem probiere, fühle ich mich dreckig, und das tut mir in den Augen weh. Die tut da einen Funken rein, der brennt. Sie wollen, dass ich mich ein bisschen bemühe, denn sie sagen, es ist wirklich lästig mitanzusehen, dass ich mich in meinem Alter noch wie ein Kind aufführe. Sie hätten gern, dass mir klar ist, wie anstrengend das für meine Familie ist, dass sie sich um mich kümmern muss, und nur weil sie mich zu den Irren gesteckt hat, heisse das nicht, dass sie mich nicht mehr liebt. Meine Familie will einfach, dass ich für diese Gesellschaft nützlich bin. Also gibt man mir kleine Aufgaben, simple Aufgaben, etwas anmalen oder zusammenbauen, aber selbst dazu bin ich nicht imstande. Es ist wirklich unmöglich, mich zu beschäftigen. Man zwingt mich zum Waschen, weil ich stinke, und dann kratzt das über den Waden. Also kratze ich und man sagt mir, wenn ich damit nicht aufhöre, müssen sie meine Hände anbinden. Manchmal kommt mich wer besuchen. Meine Familie kommt manchmal, aber sie gehen immer enttäuscht, weil ich mich nicht

anstrengt. Sie besuchen mich immer weniger, aber es liegt nur an mir, ich muss mich ändern.

Im Zimmer, in dem ich schlafe, habe ich den Wecker kaputt gemacht, weil ich nicht mehr in meinem eigenen Rhythmus atmen konnte, wegen der Ticks und Tacks, die waren zu schnell. Sie sagen, dass ich immer im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen will und dass ich so hier nie rauskäme. Diesen Monat habe ich kein Recht auf Besuche und ich soll zur Strafe drüber nachdenken, dass ich mit meinem Blödsinn ja auch meine Familie bestrafe.

Sie haben einen neuen Wecker in mein Zimmer gemacht, eine Uhr, die hängt über der Tür, und ich kann nicht mehr atmen.

WARUM

Ed Wige

*nicht fromm wie lamm, also ab in den zwinger! der zwinger
bringt zwang, weil nicht fromm war wie lamm. was das bringt?
zwingerzwang. das lamm ist nicht fromm, sondern wild. keine
rettung für wild, nur für mild. wild braucht schutz, einen
schild, also zwinger. der ist mild zum wild, zwingt zwar mit
zwang, aber so muss das. rettet der zwinger den wild? oder
nur das selbstbild von
mild*

?

AUF DER EXPO 64 GIBT ES

Marilou Rytz

Die Armee.

Schweizer Lebensart.

Stolz, sehr viel Stolz.

Fahnen von allen Gemeinden des Landes.

Restaurants, Bars, Cafés und Läden.

Discos.

Hochmut.

*Einen sehr hohen Turm, so hoch wie der Eiffelturm,
meinten manche.*

*Einen kleinen Zug, der fährt auf nur einer Schiene, einen Zug,
der schwebt. Er fährt nicht weit.*

Einen gewaltigen Gulliver. Und uns Liliputaner.

Verachtung für die Kleinen.

Eine Maschine, die zu nichts nütze ist, nur schön.

*Ein U-Boot. Ein richtiges U-Boot wie bei Tim und Struppi,
aber nicht in Haifischform. Am Ende wird es versinken.*

Und ich freue mich.

*Ich freue mich, denn auf die Expo 64 gehe ich nicht. Ich bin da
nicht repräsentiert, zu dieser Schweiz dort gehöre ich nicht.*

*Eine Postkartenschweiz, eine Schweiz aus Berg und See,
modern und jahrhundertealt.*

Eine Schweiz ohne Prostituierte, ohne Alkoholiker, ohne Armut.

Eine Schweiz ohne mich.

*Mich hat man lieber ausgeschlossen, mich hat man lieber
weggesperrt. Aus Angst, ich würde das Schaufenster besudeln.*

Aber ich träume von dieser Expo. Ich träume davon hinzugehen:

Der Armee ins Gesicht spucken.

Der sogenannten Schweizer Lebensart draufkotzen.

Vom Turm herunterbrüllen.

*In ihrer Bar einen heben und ihre Selbstdarstellerei kaputt-
machen.*

Gulliver besiegen und den Liliputanern zum Sieg verhelfen.

*Die Fahne meiner Gemeinde finden. Die mich zur Welt gebracht
hat. Und dann verstossen.*

*Anzünden. Ja, meine Gemeinde anzünden. Ich gehe meine
Gemeinde anzünden und schaue mir an, wie sie abfackelt.*

*Und dann die daneben. Und die daneben. Und ich schaue zu,
wie die ganze Schweiz in Flammen steht.*

Ich bin von einem Dokumentarfilm über die Expo 64
ausgegangen, um aufzulisten, was dort war. Und um
darüber nachzudenken, was nicht da war. Die Schweiz,
die wir zeigen, und die, die wir verstecken. Der Blick
derer, die wir verstecken, auf das, was wir ausstellen.

EIN MITTAGSSONNENSTRAHL

Ed Wige

Sie funkelte in ihrer orangen Gummischürze, wenn sie uns die Mittagsration ausgab. Ich habe ihren Namen nicht gleich erfahren. Im Alltag sagte sie kein Wort und wir sprachen uns nie an. Die Ordensfrauen spähten. Jeden Tag, ausser Sonntag, näherte ich mich ihr mit meinem Essgeschirr und senkte den Kopf, der Anblick hätte meine Augen geblendet. Hatte ich meine Portion bekommen und war ein paar Schritte entfernt, erlaubte ich mir wieder, sie anzublicken.

Ich stand morgens leichter auf, weil ich wusste, dass sie da ist. Übrigens wusste man nie, wann der Arbeitstag zu Ende sein würde. Es gab keine festen Stundenpläne. Wir standen bei Morgenröte auf, zwischen vier und fünf, gingen auf die Felder und arbeiteten bis Sonnenuntergang. Es gab zwar mittwochs auch ein bisschen Unterricht sowie die religiöse Unterweisung durch den Anstaltsgeistlichen, aber im Grunde sollte uns einfach die Erde zu Männern machen. Wir pflügten, um Busse zu tun. Wofür genau? Manche wussten es, andere nicht. Was ich dagegen sicher wusste, war, dass ich sie am Mittag wiedersehen würde.

Nach einem Jahr hinterliess ich auf meinem blitzblanken Geschirr eine Papierblume, nur für sie. Und dann, ein paar Tage darauf, schrieb ich in eine weitere Blume: Wie heisst du? Tags darauf, ich ging gerade mit meinem Geschirr an ihr vorbei, steckte sie mir flüsternd: «Éloïse, ich heisse Éloïse.» Meine Blumen wurden mehr. Ganze Rosensträucher, die ich ihr zuhauf in mein Geschirr schmuggelte. Blumen, in denen ich ihr sagte, wie schön sie sei. Dass sie, nein, ihre Tugend nicht eingebüsst habe. Und dass sie nicht in die Hölle komme. Dass ich, wenn sie nur wolle, um ihre

Hand anhalten würde, sobald wir hier raus wären. Und jeden Tag liess sie mir zwischen Geschirrkloppern heimlich ein paar Sätze der Erwiderung zukommen.

Und dann war sie eines Tages nicht mehr da. Éloïse war nicht mehr da. Wo sie war, wusste ich nicht. Sie war durch eine andere Insassin ersetzt worden, die den Blick auf ihre Schuhe geheftet hielt. Wich sie auch nur das kleinste bisschen davon ab, rief die Ordensfrau ermahmend, sie solle sich konzentrieren. Keine Sonne mehr, kein Lächeln, die Zukunftspläne dahin. Und ich war machtlos. Mir blieben nur noch die Erde und ihre Felder. Die mir in keiner Weise weiterhalfen, als ich schliesslich rauskam. Éloïse dagegen habe ich wiedergetroffen. Und geheiratet.

NACH HAUSE

Marilou Rytz

«Sie können gehen.»

«Sie sind frei.»

Frei wovon? Frei, wieso? Wieso jetzt?

Ich glaubte, alles zu verlieren, als ihr mich holen kamt. Als meine Eltern mich verleugneten. Ich hätte was-auch-immer gegeben, um raus zu können. Um frei zu sein, wie ihr es nennt. Die ersten Monate habe ich gehasst. Die Ziellosigkeit. Das Unwissen. So viel Zeit zum Totschlagen. So viel Zeit zum Versauern. Ich bin verkümmert. Habe nichts mehr zu mir genommen. Alles probiert.

Und aufgegeben.

Habe mich ergeben.

Der Arbeit. Ihrem höllischen Rhythmus. Ihrer bedrängenden Nähe zu den anderen. Ich habe diese Arbeit lieben gelernt. So repetitiv sie auch ist. So erschöpfend. Ich habe diesen Rhythmus lieben gelernt. Integriert. Akzeptiert. Habe diese beklemmende Nähe lieben gelernt. Denn in dieser unheimlichen Nähe lernt man das Zusammenleben. Wir sind doch eine Familie. Von Parasiten, von Abschaum. Eine Familie. Ich habe beschlossen, ich will weiter. Will einwilligen. Einwilligen, so zu leben. Ich habe mich hinter den Gitterstäben konstruiert. Habe Kraft gefunden in der Wut. Habe in der Not Schwestern gefunden. Im Leid Hoffnung.

Ich habe mein Leben wieder aufgebaut mit dem, was ich gefunden habe.

Und jetzt nehmt ihr mir selbst das noch.

«Sie können gehen.» «Sie sind frei.»

Ich habe nichts mehr. Ich werde verschmäht. Bin fort von meinen Liebsten.

Niemanden habe ich mehr.

*Nichts mehr.
Nichts.
Den Himmel.
Die Strasse.
Eine zu grosse Welt.
Ich will mein Bett wiederhaben. Ich will meine Arbeit
wiederhaben. Meine Familie.
Lasst mich ausruhen. Lasst mich rein.
Wir wissen doch alle, dass ich wiederkomme.
Ich habe kein Zuhause.
Ich komme wieder.
Nach Hause.*

Einige Gefangene sagen, sie könnten nicht mehr rauskommen. Sie haben nichts wiederzufinden, niemanden, der auf sie wartet. Das Gefängnis ist ihre Welt geworden. Ich habe mir gedacht, dass dasselbe für administrativ Versorgte gelten könnte.